**Bezugs-Preis**
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

**Redaction und Expedition:**
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

**Filialen:**
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

**Abend-Ausgabe.**

# Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

**Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.**

**Anzeigen-Preis**
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

**Annahmeschluß für Anzeigen:**
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 369. **Freitag** den 21. Juli 1893. **87. Jahrgang.**

## Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 21. Juli.

Den französischen und den russischen Politikern, die ihre Hoffnungen darauf gründen, daß die Herbstsession des deutschen Reichstags in den Verhandlungen über die Deckungsfrage der Reichsregierung neue, vielleicht unüberwindliche **Schwierigkeiten** bringen werde, hat die „Kreuzztg." die Versicherung gegeben, daß das Gegentheil dieser Wünsche und Hoffnungen bald werde zur Thatsache werden. Diese Versicherung hält aber das hochconservative Blatt nicht davon ab, den Reichskanzler wegen seiner Haltung in der Militärvorlage heftig anzugreifen, ihn für die Verkürzung des ursprünglichen Entwurfes verantwortlich zu machen, ihm die Einbuße zuzuschreiben, die das Centrum an conservativen Elementen erlitten hat, und ihm unumwunden zu verstehen zu geben, daß ihr, sofern nur die Dinge nach ihren Wünschen gegangen wären, „die Möglichkeit eines Kanzlerwechsels die allergeringste Sorge bereitet haben würde". Nicht minder scharf tritt der hochconservative „Reichsbote" gegen den Reichskanzler auf, dem rund heraus gesagt wird:

„Will der Reichskanzler praktische und erfolgreiche Politik treiben und überhaupt an der Spitze der Geschäfte bleiben, dann muß er resolut seine manchesterlichen Anwandlungen aufgeben. Er darf die Getreidezölle nicht mehr als ein „Opfer" der Städte für die Landwirthschaft bezeichnen, darf nicht mehr der Umwandlung Deutschlands in einen Industriestaat zustreben ꝛc."

Eine Hinausschiebung, schließt der Artikel, darf nicht länger stattfinden — wenn nicht die Zeit kommen soll, wo es überhaupt zu spät ist. Für den Reichskanzler wird diese Sprache nichts Ueberraschendes haben. Nach Lage der Dinge wird es aber keine leichte Aufgabe für ihn sein, sich mit der conservativen Partei in ein für beide Theile erwünschtes Verhältniß zu setzen. Und wie Franzosen und Russen aus solchen Auslassungen sollen den Schluß ziehen können, bei der Deckungsfrage werde sich für die Reichsregierung keine Schwierigkeit ergeben, das begreifen „Kreuzzeitung" und „Reichsbote" wahrscheinlich selber nicht.

Es ist bisher wenig beachtet worden, daß, je selbstständiger der **katholische Adel** gegen das von Dr. Lieber geführte demokratische Centrum auftritt, um so eifrigere Versuche zu einer engeren Verbrüderung des katholischen und eines Theiles des evangelischen Adels zur Wahrung der gemeinsamen Standesinteressen gemacht werden. Die „Kreuzzeitung" und das „Deutsche Adelsblatt" lassen sich die Förderung dieser Freundschaft besonders angelegen sein und begründen sie namentlich mit dem gleichen religiösen Interesse. So sagt das „Deutsche Adelsbl." in seiner Nr. 15: „Der ganze christliche Adel aller Confessionen schaart sich wie ein Mann um das gemeinsame Palladium des Apostolicums und vertheidigt es mit äußerster Entschiedenheit gegen alle Feinde, gleichviel ob es Protestantenvereinler, Altkatholiken, Juden oder moderne Heiden sind." (Beiläufig bemerkt, greifen die Altkatholiken nicht das Apostolicum an.) Gegen die evangelischen Adeligen, die sich dieser Verbrüderung anschließen, wendet sich scharf Professor Nippold in einer kürzlich erschienenen Schrift: „Der christliche Adel deutscher Nation" (Berlin, Reimer). Er ist der Ansicht, daß die Evangelischen damit nur die Zwecke Roms fördern würden, dessen Anhänger klüger und folgerichtiger ihre Interessen zu vertreten wünschten. Wir sind der gleichen Ansicht und besorgen überdies, daß die Verbrüderung auch in politischer Hinsicht sehr nachtheilige Folgen haben würde. Eine so enge Verbindung zwischen katholischem und evangelischem Adel wird allerdings den Zusammenhang des Centrums langsam, aber sicher zerreißen, andererseits würde sie aber auch die Beziehungen zwischen diesem rechtsconservativen Flügel und den Mittelparteien noch mehr lockern zum größten Nachtheil einer erfolgreichen gemeinsamen Bekämpfung der radicalen Bestrebungen von links.

In den **Niederlanden** haben dieser Tage Neuwahlen für die erste Kammer, wie der niederländische Senat sich benennt, stattgefunden. Diese Wahlen erfolgen durch die Provinzialräthe. Wählbar sind die am höchsten eingeschätzten Steuerzahler und gewisse, durch das Gesetz bestimmte Kategorien hoher Beamten. Aller Drei Jahre muß sich ein Drittel der Senatoren der Neuwahl unterziehen. Die, wie erwähnt, dieser Tage vorgenommene theilweise Erneuerung der ersten Kammer erstreckte sich auf 17 Sitze. Die liberale Partei büßte dabei drei von ihren bisherigen Sitzen ein. In Geldern mußten infolge des klerikal-antirevolutionairen Wahlbündnisses die bisherigen liberalen Senatoren Thorst und Baron van Nagel ihre Mandate an den Antirevolutionairen Engelberts und an den Klerikalen Cremers abtreten; in Seeland verlor in Folge der unverzeihlichen Nachlässigkeit mehrerer liberaler Provinzialräthe, die der Wahl nicht beigewohnt und dadurch eine Stimmenverschiebung zu Gunsten der Gegenpartei bewirkt hatten, der ehemalige liberale Minister Sijs sein Mandat an den Finanzminister im vorigen, conservativen Cabinet, Godin de Beaufort. Der Zuwachs von drei Stimmen, den die conservative Rechte der ersten Kammer durch diese Wahlen erhielt, ist selbstverständlich nicht entfernt im Stande, die schon seit mehr als vierzig Jahren bestehende liberale Majorität irgendwie zu gefährden, wenn sie an sich auch bedauerlich ist und die Gegner zu dem Versuche ermuthigt, ob sich nicht bei den nächsten Wahlen für die erste wie auch für die zweite Kammer der Niederlande weitere Sitze erobern lassen mögen.

Die Franzosen machen in **Belgien**, wie längst bekannt, jahraus jahrein und bei jeder nur möglichen Gelegenheit die erdenklichsten Anstrengungen, um daselbst das nur allzu berechtigte Mißtrauen gegen Frankreich zu beseitigen und gleichzeitig den deutschen Einfluß, der an König Leopold selber eine starke Stütze hat, zu brechen oder doch wenigstens zu schwächen. An dieser Minirarbeit hat einen großen Antheil der französische Gesandte Bourrée, der, um seinen Zweck zu erreichen, wiederholt öffentlich versichert hat, daß Frankreich nur innige Freundschaft mit Belgien wolle und alle Annexionsgedanken entrüstet zurückweise. Das hat aber bekanntlich nicht gehindert, daß Frankreich dem Handel Belgiens die schwersten Verluste bereitet, die belgischen Arbeiter aus Frankreich verjagt und den Congostaat jederzeit zu schädigen sucht. Herr Bourrée hat daher mit seinen Anstrengungen nur mäßige Erfolge erzielt. Die vlämischen Kreise lehnen voll Mißtrauen jeden Anschluß an Frankreich entschieden ab; auch viele wallonischen Kreise wollen von einem Zusammengehen mit Frankreich nichts wissen. Nur bei den belgischen Franzosenschwärmern, bei den republikanisch gesinnten Radicalen und Socialisten hat Bourrée Erfolge zu verzeichnen. In Brüssel ansässige Franzosen und belgische Franzosenschwärmer haben sich daher am französischen Nationalfeste zusammengethan und Herrn Bourrée eine Bronze verehrt, wobei sie ihm „Namens der belgischen Freunde und Wallonen" ihre Anerkennung aussprachen. Bourrée erwiderte, daß er im Sinne seiner Regierung die engsten Freundschaftsbande zwischen Belgien und Frankreich schaffen wolle, und Abends bei dem Banket versicherte er, daß die Franzosen in Brüssel nicht belgisches Gebiet, sondern nur die belgischen Herzen erobern wollten und nach dieser Richtung hin nicht ohne Erfolg gearbeitet hätten. Trotz dieser von dem Gesandten gerühmten Erfolge ist von einer Verstärkung des französischen Einflusses oder gar von einer Erschütterung des deutschen Einflusses in Belgien nichts Ernsthaftes zu verspüren. Das Erstaunlichste aber ist, daß der Gesandte eines ausländischen Staates in dieser Weise öffentlich auftritt und Propaganda zu machen sucht. Dazu kommt, daß die wahren französischen Absichten immer deutlicher zu Tage treten. Es ist vor Kurzem berichtet worden, daß der deutsche Generalstab in der Nähe der belgischen Grenze ein großes Barackenlager errichten läßt — eine Nachricht, die in der französischen Presse die üblichen Entrüstungsergüsse hervorgerufen hat, zumal da die neuen Maasforts von dem geplanten deutschen Lager nicht allzu weit entfernt sind. Nun stellt sich aber heraus, daß die Franzosen bei Maubeuge dicht an der belgischen Grenze ein mächtiges verschanztes Lager angelegt haben, um trotz der vielgepriesenen französischen Freundschaft für Belgien im Kriegsfalle bequem in Belgien einfallen zu können. Der deutsche Generalstab ist somit, wie auch die belgische Presse feststellt, lediglich dem Vorgehen des französischen Generalstabs gefolgt, und die Franzosen thäten besser, wenn sie den Thatsachen Rechnung trügen und nicht immer wieder und wieder in das Wutkgeschrei ausbrechen wollten: „Der Deutsche, das ist der Feind!" Die Belgier mit Ausnahme der nicht allzu zahlreichen Französlinge wissen selber, wer in Wahrheit ihr Feind ist, und es wird Herrn Bourrée trotz aller, mit den internationalen Rücksichten kaum zu vereinbarenden Umstrickungsversuche schwerlich gelingen, die Belgier Frankreich geneigter zu machen, als dies bisher der Fall gewesen ist.

Der Zollkrieg zwischen der **Schweiz** und **Frankreich** dauert nun schon ein halbes Jahr, ohne daß bis jetzt einer der beiden Staaten sich geneigt gezeigt hätte, dem andern auf halbem Wege entgegenzukommen. Wer unter diesem Zollkrieg eigentlich leidet, ist so klar, daß es des ganzen Aufgebots von Hochmuth und Selbstgefälligkeit seitens der Franzosen bedarf, um sich heute noch einer Selbsttäuschung hinzugeben, die nun einmal dem französischen Volke oder doch den herrschenden Kreisen desselben angeboren zu sein scheint. Die Erfahrungen, welche die Schweiz hinsichtlich der Wirkungen dieses Zollkrieges seither gemacht hat, sind für sie selber durchaus günstig, was die Rückwirkung sowohl auf ihre Staatsfinanzen, als auf Handel und Industrie der Schweiz betrifft. Die Einnahmen der schweizerischen Zollämter weisen eine beträchtliche Steigerung auf, die Anzahl der nach der Schweiz entsandten fremden Handelsreisenden, sowie derjenigen, welche von der Schweiz in das Ausland geschickt werden, nimmt stetig zu, und besonders bezeichnend für die Lage ist es auch, daß die Ankündigungen fremder Producte in den Zeitungen des Landes immer zahlreicher werden. Die Industrie und der Handel der Schweiz haben neue Absatzgebiete in Deutschland, Italien und Oesterreich-Ungarn gefunden, welche Länder wieder ihrerseits eine starke Vermehrung ihrer Ausfuhr nach der Schweiz zu verzeichnen haben. So hat sich gezeigt, daß der Abbruch der vertragsmäßigen Handelsbeziehungen mit Frankreich für die Schweiz nichts weniger als ungünstige Wirkungen zur Folge hatte, indem sie sich dadurch gezwungen sah, für ihre Producte neue Absatzgebiete zu erwerben, die sich als sehr vortheilhaft erwiesen. Es unterliegt auch keinem Zweifel, daß die in dem abgelaufenen Halbjahre erreichten günstigen Resultate in Zukunft nur noch besser werden können. Unter diesen Umständen dürfte die Schweiz bei etwaigen künftigen Vertragsverhandlungen mit Frankreich kaum geneigt sein, auch nur diejenigen Bedingungen anzunehmen, die sie vor Abbruch der letzten Verhandlungen selbst vorgeschlagen hatte. Die Schweiz ist bei dem gegenwärtigen vertragslosen Zustande Frankreich gegenüber unbedingt der gewinnende Theil und wird daher ihren Markt der mächtigen Nachbarrepublik nur unter günstigen Bedingungen wieder eröffnen, wenn sie es überhaupt für nöthig hält, wieder Handelsbeziehungen zu Frankreich anzuknüpfen.

„Wenn kein Schiedsgericht dazwischen kommt", so schreibt das belgische Blatt „Le Peuple" unterm gestrigen Tage, „so wird in **England** am 28. Juli der größte Streik ausbrechen, den dieses Jahrhundert gesehen hat". Wie uns weiter aus Birmingham telegraphisch gemeldet wird, hat thatsächlich in Folge der angekündigten 25procentigen Lohnherabsetzung der englische Bergarbeitercongreß beschlossen, daß sämmtliche Bergarbeiter, selbst in den Gruben derjenigen Besitzer, welche nicht die Lohnherabsetzung eintreten lassen wollen, kündigen, aber ihr gegenwärtiges Vertragsverhältniß einhalten sollen. Trotz der schlechten wirthschaftlichen Lage des englischen Kohlenbergbaues wollen also die aufgehetzten und bethörten englischen Kohlenarbeiter sich die erwähnte Lohnherabsetzung nicht gefallen lassen, sondern lieber die großen Gefahren und schweren Nachtheile einer gewaltigen Arbeitseinstellung auf sich nehmen, die unter den jetzigen Verhältnissen schwerlich mit einem Siege der Arbeiter wird endigen können. Man nimmt an, daß gegen dreihunderttausend Arbeiter sich an derselben betheiligen wollen. Die englischen Industriellen geben sich unter diesen Umständen die erdenklichste Mühe, sich noch rasch vor Thorschluß mit ausreichenden Kohlenvorräthen für mindestens sechs Wochen vorzusehen. Entsprechend der Dringlichkeit der Nachfrage, ist bereits der Kohlenpreis auf den Gruben um einen Shilling in die Höhe gegangen. Auch die deutschen Industriellen sollten mit dieser Lage der Dinge in England rechnen und auch ihrerseits darauf Bedacht nehmen, sich mit ausreichenden Kohlenvorräthen für alle Fälle zu versehen. Die Erfahrungen, welche in dieser Hinsicht unsere Industriellen bei dem großen Ausstand im Mai 1889 gemacht haben, werden noch in Aller Erinnerung und die besten Mahner zu weiser Vorsicht sein.

Bei dem ausgesprochenen Freiheitssinn der Amerikaner ist es, nachdem die Mexikaner ihres unglücklichen Kaisers Max und die Brasilianer ihres Kaisers Don Pedro sich gewaltsam entledigt, zweifellos nur eine Frage der Zeit, daß auch die Bewohner der Insel **Cuba**, die ja schon seit lange der spanischen Herrschaft überdrüssig sind, ihre republikanische Gesinnung in der einen oder andern Weise zur That zu machen suchen. Da sind denn besonders beachtenswerth die jüngst veröffentlichten Berichte des britischen Viceconsuls in Cuba, in denen der gegenwärtigen politischen Lage in Cuba Erwähnung gethan wird. Die Eingeborenen sind danach mit den Privilegien und Monopolen, welche die spanischen Europäer dort genießen, höchst unzufrieden. Alle wichtigen Aemter befinden sich in den Händen der letzteren. Zwischen diesen beiden Theilen der Bevölkerung herrscht keine Sympathie. Unter den Cubanern wünscht anscheinlich ein großer Theil, daß die Vereinigten Staaten ihr Land annectiren möchten. Andere dagegen wollen ein selbstständiges Reich. In dem Cienfuegosdistrict hat neulich die conservative, d. h. eine meistens aus geborenen Spaniern zusammengesetzte Partei, das Uebergewicht bei den Wahlen über die Eingeborenen, die nach Autonomie streben, erlangt. Jedoch gewinnen letztere im Lande jetzt immer mehr an Achtung und Ansehen. Die ärmeren Classen — sagen die

## Feuilleton.

### Ueber Klippen.

21] Roman von Caroline Deutsch.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Am dritten Tage gegen Mittag kam Stefan plötzlich in das Krankenzimmer, das er seit Tereska's erstem Erwachen nicht wieder betreten hatte, und als alnten Lory und Marka, die sich darin befanden, daß Stefan sein Erlösungswerk zu Ende führen wollte, verließen sie schweigend das Zimmer.

Wie in jener Stunde, nahm er an ihrem Lager Platz. Das junge Mädchen rührte sich nicht; sie wandte nicht das Gesicht und verharrte so regungslos, als ob sie schliefe. Und doch schlief sie nicht, denn Stefan, der sich über sie neigte, sah, daß sich schwere Thränen hinter den Wimpern hervordrängten.

„Tereska", sagte er mit unendlich milder Stimme, „willst Du nicht mit mir sprechen — mir sagen, wie es Dir geht?"

„Gut", kam es, aber erst nach einiger Zeit und so leise wie ein Hauch, über ihre Lippen, während ihre Wangen noch tiefer erbleichten. Dann aber ergriff sie eine mächtige Erschütterung, es war, als wenn seine Stimme und seine Worte Alles niederrissen, was ihre kranke Seele verwirrte und belastete.

Alles, was sie erlebt, drang jetzt mit vernichtender Gewalt auf sie ein.

„Ja . . . . . ich weiß . . . . . ich war im Wasser!" — murmelte sie tonlos. „Es umrauschte mich plötzlich so eiskalt, es war, wie wenn mich hundert Eisstücke erdrückten, dann fühlte ich ein erstickendes Gefühl im Halse und im Herzen und dann — nichts mehr . . . ." Ein Schauder ging über ihren Körper.

Er legte tieferschüttert seine Hand auf ihren Scheitel.

„Und Du hast es — aus Liebe zu mir gethan, Tereska?! . . ."

Wie von einem Schlag getroffen, zuckte sie zusammen, während eine glühende Röthe ihr vorher so bleiches Gesicht bedeckte.

„Wer — wer — weiß davon?!" . . . . flüsterte sie kaum verständlich.

„Ich weiß es, Tereska! . . . . . Aber . . . . . aber Tereska — möchtest Du nicht lieber für mich und mit mir leben als — sterben?"

Unaussprechlich weich und mild klang seine Stimme.

Jetzt sah sie zu ihm auf, scheu, erschreckt und als verstände sie ihn nicht.

„Warum noch dieser Spott?" kam es dann tonlos über ihre Lippen. „Ich . . . ich weiß Alles! . . . . Ich habe es gesehen! . . . . Und Lory ist lieb und gut und verdient alles Glück auf Erden, ich aber bin schlecht und — verdiene zu sterben . . ." Sie konnte nicht weiter sprechen, wie eine Fluth entstürzten die Thränen ihren Augen, und, tief aufschluchzend, verbarg sie ihr Gesicht in den Kissen.

Er wandte es sich wieder sanft zu und bettete es in seinen Arm, dann, ihre beiden Hände mit der einen freien Hand ergreifend und sie festhaltend, sagte er: „Höre mich an, Tereska! Du bist kein Kind mehr. Was hinter Dir liegt, hat Dich gereift, Du bist ein Weib und wirst mich verstehen. Ich habe um Deine Schwester geworben; denn ich war ihr gut, sie aber hat mich zurückgewiesen, weil . . . . weil sie mich nicht liebt." — Er machte hier eine Pause, dann tief aufathmend fuhr er fort: „Ich bin also auch krank, Tereska, nicht Du allein! . . . . Nun wollen wir aber versuchen, uns gegenseitig zu heilen . . . uns gesund zu machen . . . . Du wirst viel Geduld und Nachsicht mit mir haben müssen, viel, viel Nachsicht, Tereska! — Deine Hand soll so lange an meinem Herzen glätten, bis es sich Dir voll und ganz öffnet. — Willst Du es mit mir versuchen, Tereska? Willst Du mein Weib werden? Willst Du mir helfen, ein Haus gründen, wo einst — wo vielleicht bald ein volles, ganzes Glück erblühen wird? Willst Du, Tereska? —"

Es kam keine Antwort, aber er fühlte das Zittern ihrer Hände, ihrer Gestalt in seinem Arm, und als er sich zu ihr neigte, um sie zu küssen, sah er ihr Antlitz tief erglüht, sah er ein stilles, seliges Leuchten in ihren Zügen, sah er Thränen in ihren Augen glänzen, aber ganz, ganz andere als zuvor, Thränen eines unbeschreiblichen Glückes.

XXIII.

Der Winter war ins Land gezogen. Fußhoher Schnee bedeckte die Felder und Wiesen und füllte die Rinnen und Erdspalten aus, daß Alles wie eine reine, unberührte Fläche erschien, durch die sich nur die Fahrstraße und vereinzelte niedergetretene Pfade zogen. In ungeheuren Massen lag er auf den Bergen, und wenn die Sonne emporstieg und ihren niedrigen Bogen auf der Himmelsbahn beschrieb, war es, als ginge sie dicht über ihren Häuptern hinweg, ein Meer von Licht und Funken auf das ernste, leuchtende Weiß gießend. Und diese endlose Fülle von Licht und Farbe mäßigte in Etwas den schaurig strengen Charakter, den die Landschaft im Winter trug.

W. unterschied sich auch im Winter von den Schwesterstädten, die noch tiefer und versteckter in der Karpathenwelt lagen. Stand es während der Sommermonate durch seinen Badeort mit Fremden im Verkehr, wodurch sich die gesellschaftlichen Vergnügungen heben, so entfaltete sich im Winter, wo man auf sich selber angewiesen war, durch die Gewohnheit unterstützt, ebenfalls ein reger Geist, der sich in Clubs und allen möglichen und unmöglichen geselligen Vereinigungen und Versammlungen äußerte. Zwar, wie es in diesem Winter werden sollte, wußte man noch nicht. Die Feindseligkeiten im Orte hatten nicht abgenommen, und Zwietracht ist die Todfeindin jeder geselligen Freude. War aber eine Einbuße der allgemeinen Unterhaltungen zu befürchten, so gab es dafür Ereignisse anderer Art, die die Gemüther in Spannung und Aufregung erhielten und reichlichen Stoff zum Reden und Combiniren gaben. Zuerst die Verlobungsgeschichte des Pastors Kis. Das Abenteuerliche und Ungewöhnliche, das damit verbunden war, wurde durch keine öffentliche Notiz bekannt; denn es gab keine Zeitung im Orte, aber die schwatzhaften Zungen der Dienstboten aus der Pfarre und dem Meierhof sorgten für Verbreitung, und was an den Berichten noch fehlte, ersetzte reichlich die müßige Neugier und die Phantasie der Leute.

Die Tereska war dem Pastor nachgelaufen und weil er sich nichts aus ihr machte, hatte sie sich in den Bach gestürzt, und jetzt heirathete er sie aus purem Mitleid. Und von Allen ward der junge Mann bedauert, der mit einem mittellosen Mädchen, das obendrein noch ein Kind war, eine ganze verarmte Familie sich auf den Hals lud.

Das andere Ereigniß, das die Leute in noch größere Aufregung versetzte, da es ihren eigenen Interessen galt, war eine Tagsatzung in N. gewesen, zu der in Sachen des betreffenden Processes Kläger wie Angeklagter berufen worden waren.

Man war an ein solch rasches Verfahren bei kleineren Processen nicht gewöhnt, und man schrieb die Beschleunigung dieser Sache der Macht und Bedeutung Persall's zu, der gewiß alle Hebel in Bewegung gesetzt hatte und eine wichtige Stimme bei den oberen Behörden haben mußte.

Zu dem Termin waren aber nur die klägerischen Parteien erschienen, Schmertzig hatte vorgezogen, zu Hause zu bleiben. Statt seiner schickte er ein Attest, das ihm ein Arzt in dem benachbarten Städtchen ausstellte — mit Nikolaus stand er doch auf Kriegsfuße —, daß ihm seine zerrüttete Gesundheit nicht erlaube, eine so weite Reise im Winter zu machen.

Es war von unberechenbarem Vortheil für ihn, und er wußte, was er that. Er hatte sich einen der geschicktesten und berühmtesten Advocaten in N. genommen, der schon manche verwickelte Geschichte in Ordnung gebracht, manches Unwahrscheinliche wahrscheinlich gemacht hatte. Wenn Schmertzig nicht dabei war, hatte jener freie Hand; er konnte alle möglichen Einwände erheben, er konnte die Echtheit der Briefe bezweifeln und das Ganze als einen Racheact des verstorbenen Buran darstellen, der obendrein noch Geld von Herrn von Schmertzig erpressen wollte. Wer konnte ihn darin hindern? Ein Eid wurde ihm, dem Vertheidiger, nicht auferlegt. In der Noth mußten alle Mittel herhalten, und wenn der Proceß nur dadurch verschoben wurde, war auch schon viel gewonnen.

Seit dieser Zeit waren jedoch wieder Wochen vergangen, aus S. war kein weiterer Bescheid gekommen. Würde jetzt die Entscheidung oder ein neuer Termin folgen? Keiner wußte es. Aber diese Interimszeit war nicht geeignet, die Stimmung im Orte zu bessern und ein leidlicheres Verhältniß unter den Einwohnern hervorzurufen.

In dem elegant eingerichteten Wohnzimmer des Schmertzigschen Herrenhauses brannte in dem niedrigen Kamin ein mächtiges Feuer, und die helle Gluth warf einen rosigen Schein auf die weiße Marmorumfassung. Ein weicher, persischer Teppich, worin der Fuß versank, war über das Zimmer gebreitet, und schwere Atlasgardinen hingen an den Fenstern, die aber zurückgezogen waren, um der blendenden Mittagssonne Einlaß zu gewähren.

Bilina saß auf ihrem Lieblingsplatz, im Schaukelstuhl, in der Nähe des Kamins und ließ sich, süßem Nichtsthun hingegeben, von der rothen Gluth bescheinen; Herr von Schmertzig ging mit der Regelmäßigkeit eines Pendels aufgeregt im Zimmer auf und ab.

„Weißt Du, Papa, Du könntest endlich einmal aufhören!" sagte die junge Frau, mit einem ungeduldigen Ausdruck zu ihm aufblickend. „Du bist wie ein Schatten, bald oben, bald unten im Zimmer, das macht nervös."

„Ich bin auch aufgeregt, Kind, und dieser Zustand ist nicht zu ertragen!" versetzte der Vater und hielt, wie immer ihre Wünsche berücksichtigend, in seiner Bewegung inne. „Kommt man nach der Stadt, so hört man nur hämische

SLUB
Wir führen Wissen.